

# Gefangenschaft im Mannschaftsstelllager XI B Fallingbostel

## Die Gefangennahme

Meran – Donnerstag, 9. September 1943

Aus der Kaserne des 2. Artillerieregiments der *Alpini*:

„Liebe Mamma, die Ereignisse überstürzen sich und unsere Situation wird immer kritischer. Erst gestern haben wir Nachrichten von einem Waffenstillstand bekommen und schon üben die Deutschen energischen Druck auf uns aus. Nur wir acht Ausbilder und Rekruten der '24<sup>1</sup> sowie ältere Soldaten eines Überfallkommandos sind heute Nacht noch in der Kaserne geblieben; alle anderen sind unter Alarmbereitschaft abgefahren. Die Deutschen eröffneten das Feuer auf sie. Sie haben unsere *Alpini*, nachdem sie sie entwaffnet hatten, umgebracht oder weggejagt.

Sie (die Deutschen) sind schon in Meran und bald werden sie vor unserer Kasernentür stehen. Die Anweisung lautet, nicht zu schießen, sondern ihnen unsere Waffen zu übergeben. Diese Anordnung erscheint uns völlig absurd und unverständlich, nach dem, was Badoglio uns mitgeteilt hat und was das Blut in unseren Adern uns befiehlt, das Blut, das endlich für ein Ideal brennt, gegen unseren tausendjährigen Feind. Ich hoffe, sie lassen uns ziehen. Ich werde alles versuchen, dich zu erreichen, Mamma. Die sich selbst überlassenen Soldaten tun seit heute morgen nichts anderes als zu fliehen. Ich habe nicht den Mut, diese armen Jungs im Stich zu lassen; also bleiben wir alle zusammen: gleiches Schicksal. Ich kann nicht vorhersagen, was noch kommen mag. Ich habe mich in die Hände Gottes und der heiligen Maria begeben, sie werden mich nicht verlassen.

Nach kurzer Pause schreibe ich weiter. Im Flur sind Waffen und Munition auf dem Boden verstreut. Der

Hauptmann will die Rekruten nicht gehen lassen, sie würden ja nicht einmal bis Bozen kommen. Also sind wir mit 20 oder 30 älteren *Alpini* die einzigen, die übrig geblieben sind.

Es kommt ein wenig Aufregung auf, aber wir lassen uns nicht davon beeinflussen. Mamma, falls sie mich gefangen nehmen oder mich gar töten, weine nicht, ich werde sterben mit Gott und dir in meinem Herzen.

Wir warten nun auf die Deutschen!

Weine nicht, Mamma, auch wenn ich weit weg bin, bin ich trotzdem immer bei dir.“

Meran – Freitag, 10. September 1943

Den gestrigen Tag werde ich nie vergessen. Die Verwüstung in der Kaserne, dieses Durcheinander; in jeder Ecke, mitten im Staub, lagen Waffen. Handgranaten lagen zwischen Blechnäpfen, Pellerinen, offene, halbleere Säcke; Räder, frei herumlaufende Maulesel; entwaffnete Truppen, die von der Front der Val Passerria zurückkamen. Bleiche, müde *Alpini*, körperlich und psychisch am Ende. Sie waren mit 75/13er Waffen und Munition des Kalibers 105/11 (!) losgeschickt worden gegen einen kampfeswütigen, gut vorbereiteten und vor allem sehr gut bewaffneten Feind. Alle standen um sie herum, um Neuigkeiten zu erheischen, Möglichkeiten zu erörtern, ein bisschen gemeinsam die Wut, die sich in uns breit machte, herauszulassen. Die höheren und niederen Offiziere waren unter uns. Ab und zu irgendein Befehl, erstickt von einem Schluchzen. Wir acht Ausbilder beschlossen, die Rekruten nicht zu verlassen: Sonst wären wir geflohen wie viele andere, von denen man nichts weiß; vielleicht sind sie Gefangene, vielleicht wurden einige auch getötet. Wie viele

<sup>1</sup> Gemeint: des Geburtsjahrgangs 1924.

traurige Geschichten gestern, wie viele Szenen: Ich werde sie nicht alle beschreiben können, sie würden nicht in dieses Büchlein passen. Die Ungewissheit und die Angst hämmerten unentwegt in unseren Schläfen. Wie oft waren wir im Begriff zu fliehen, und jedes Mal wagten wir es nicht, wegen der Rekruten.

Gestern dann bei einer Versammlung sprach der Oberst: Er sagte, er würde nicht weichen, und er befahl allen, auf ihren Posten zu bleiben.

Also blieben wir mit den Offizieren. Wir hofften, dass endlich eine Entscheidung über eine organisierte Verteidigung fiel. Aber wir sind verraten worden von unserer Angst, von der Unfähigkeit zu entscheiden, aber auch von der Mittäterschaft einiger übergeordneter Offiziere. Wir gingen einigermaßen ruhig ins Bett, vielleicht mit der Ruhe der Verzweiflung.

Heute Morgen standen wir entspannt auf. Man sagte, die Deutschen würden uns nach Hause schicken. Wir gingen auf den Flur und sahen einige deutsche Zivilisten aus Meran, die bewaffnet durch die Kaserne gingen. An der Eingangstür ein ausländischer Posten.

Die Offiziere haben die Erlaubnis, auch bewaffnet in die Stadt zu gehen.

Um 11 Uhr kam ein deutscher Oberst, der unserem Oberst befahl, die Waffen im Flur zu stapeln und sämtliche Soldaten mit gepackten Rucksäcken um 12.30 Uhr sammeln zu lassen. Die Offiziere sollten sich um 13 Uhr einfinden, um einen Lagebericht abzugeben.

Sinn der Sache: Sie trennten uns von den Offizieren, um uns irgendwo zusammenzuführen, vielleicht in Deutschland. Die Trennung von den Offizieren war sehr bewegend: ein stummer, fester Händedruck mit verschlossenen Lippen, in dem gute Wünsche und Zuneigung ihren Ausdruck fanden. Unser Hauptmann hat es nicht übers Herz gebracht, uns noch einmal zu sehen. Wir haben seinen Schmerz verstanden. Wir mussten uns im Flur in einer Reihe aufstellen und es herrschte eine Friedhofsruhe, obwohl wir um die 800 Soldaten waren.

Sie brachten uns im Laufschrift zur nächstgelegenen Kavallerie-Kaserne.

Es sind schon drei Stunden mit Warten vergangen.

Wir sind in unserem Lager versammelt, zusammen mit einer weiteren Einheit aus Meran. Wir sind zu Tausenden. Das Lager ist von Soldaten mit Maschinengewehren umstellt.

Von den Absperrungen an der Straße schauen und winken uns einige italienische Zivilisten zu. Ich sehe Margherita. Sie ist gekommen, um mich zu besuchen.\*

Es kommt ein Gewitter auf. Vor dem Platzregen können wir uns unter notdürftig aufgestellte Zelte flüchten. Wir singen...

Wir haben immer die Zivilisten vor Augen, die uns ständig zuwinken.

Ich habe Margherita eine Postkarte für zu Hause mitgegeben. Ich hoffe, sie kommt an.

Meine arme Mamma, was mag sie wohl jetzt denken? Aber ich habe Vertrauen zu Gott, und zu Toni, meinem Bruder. Ich vermag nicht einmal an mein Zuhause zu denken, an unser gemütliches und bürgerliches Leben; ich verbringe den Tag jetzt so gut ich kann, um Gutes zu tun, damit ich es verdiene, von Maria, der Mutter Gottes, beschützt zu werden.

Ich schreibe in einem improvisierten Zelt.

Innsbruck – Sonntag, 12. September 1943, 12 Uhr  
Gestern morgen um 10.30 Uhr zu Fuß in Richtung Bozen.

Zu viele bewegende Szenen, als dass ich sie vergessen könnte.

In Meran war noch viel italienische Bevölkerung.

Vor und hinter der Absperrung an der Straße Frauen, Männer und Kinder; schluchzend, mit Tränen in den Augen, grüßten sie uns und riefen, wir sollten so schnell wie möglich zurückkommen. Sie warfen uns Brot und Obst zu.

\* Ein venezianisches Mädchen von 14 Jahren, das ich während meines Dienstes auf der Brücke von Sinigo kennengelernt habe. Die Familie wohnte genau gegenüber der Brücke.

Wir durchquerten Meran schweigend. Meran war mit den Fahnen des Reiches beflaggt. Ab und zu sahen wir in unseren Reihen jemanden weinen, dann kam ein Ruf weiterzugehen.

Ich hatte einen Kloß im Hals bekommen, und er ließ mich nicht mehr los. Wir sind als Kolonne mit 1 500 *Alpini* losmarschiert, den anderen zu folgen. Aus den Fenstern der Geschäfte schauten und winkten uns alle Italiener traurig zu. Als wir Meran bereits hinter uns gelassen hatten, schenkten uns Bauern Kisten voller Obst. Alle zehn Schritte ein bewaffneter deutscher Soldat mit seinem Maschinengewehr und ab und zu eine Salve, damit wir wieder in einer Viererreihe marschierten.

Nach zwei Stunden machten wir eine Pause in Gorgonzona, nach zwölf Kilometern Eilmarsch.

Margherita, das treue Mädchen; sie verstand schon den Ernst der Lage; sie begleitete mich still wie ein Engel; ich sah ihre feucht glänzenden Augen, die sie mir nicht zeigen wollte. Diese zärtliche liebevolle Gesellschaft hat mich zutiefst ergriffen. Ich hätte sie am liebsten für ihre Treue wie eine Schwester geküsst.

In diesem Moment stellte sie alle meine Liebsten dar, die letzte mir vertraute Person, die mir mit ihrem Anblick Hoffnung und Mut gab. Ich sah in ihr sogar meine Mutter. Ich versuchte, diese Gedanken auszulöschen, damit ich nicht anfang zu weinen.

Aber beim Anblick eines kleinen Jungen auf einem Balkon, der erst uns ansah und sich dann weinend zu seiner Mutter wandte, konnte ich meine Tränen dann nicht mehr halten. Auch dieses Kind hatte begriffen. Mit vom Asphalt kaputten Füßen nahmen wir den Fußmarsch wieder auf.

Ab und zu fuhr der Feldwebel, der arme alte Mann, mit dem Auto an uns vorbei und versuchte, uns Mut zu machen. Eine weitere Etappe ging bis zehn Kilometer vor Bozen und dann folgten weitere fünf Kilometer (glaube ich). Ich konnte nicht mehr, meine Füße waren voller Blasen, die aufplatzten, und immer noch saß mir der Kloß im Hals.

Sechs Autobusse fuhren an uns vorbei, wir hörten Rufe: Unsere Offiziere überholten uns. Ich sah den

Hauptmann Galvani mit zum Zerbersten zusammengepresstem Kiefer starr nach vorn blickend, stehend, totenbleich: Er wollte uns nicht ansehen, wie er uns gestern schon nicht verabschieden wollte, um nicht in Tränen auszubrechen. Ich sah den Hauptmann Melchiorri, Kommandant unserer *Batteria Universitaria*, und ich musste an die gestrige Szene im Hof denken, als wir uns versammelt hatten, um in die Kaserne der Kavallerie verlegt zu werden.

Ich sah, wie der Hauptmann hinter seinem Schäferhund herlief, ein wunderbares und wachsames Tier. Er kam mit seinem Herrn von der Front zurück, mit zwei Medaillen dekoriert. Der Hauptmann nahm ihn am Halsband. Es schien, als ob der Hund begriff. Erst versuchte er zu fliehen, dann aber legte er sich seinem Herrn wimmernd zu Füßen. Der Hauptmann schleifte ihn hinter sich her, hinter eine kleine Kaserne. Wir hörten einen Schuss. Er kam allein zurück, bleich wie immer, sein Bart sah aus wie aus Eisen, seine hageren Gesichtszüge zeichneten sich noch stärker als sonst ab.

Andere Offiziere grüßten uns beim Überholen, die jungen riefen, wir sollten tapfer sein und treu für ein besseres Morgen kämpfen. Die Haare im Wind und in den Autos stehend, sahen sie aus wie Besessene. Auch sie fuhren vorüber. Und wir allein, zu Fuß weiter. Ich konnte mich vor Schmerz kaum noch aufrecht halten.

Endlich in Bozen. Wären es noch 100 Meter mehr gewesen, hätte ich es nicht mehr geschafft. Sie warfen uns in eine Kaserne der Artillerie, die unserer sehr glich. Alles war kaputt und lag kreuz und quer verstreut. Wir befanden uns zu zwölf in einem kleinen Raum, den wir erst einmal säuberten. Wir organisierten uns ein wenig. Es war 18 Uhr. Um 21 Uhr kam der Befehl zur Weiterreise. Sie brachten uns zum Bahnhof und verladen uns in einen Güterzug Richtung Brenner. Wir verbrachten die Nacht einer auf dem anderen liegend. An der Grenze wachte ich auf und grüßte die Italiener, die dort standen, dann legte ich mich wieder hin.

Heute Morgen haben wir in Innsbruck halt gemacht. Wir leben in der Erwartung, dass es am Ziel unserer Reise nicht allzu hart kommen wird. ...

... und über manches Gericht die Nase gerümpft habe! Der Hunger ist unser bestimmender Gedanke. Auch Galbiati erschüttert mich, wenn er von der Arbeit zurückkommt und sich auf einen Stuhl wirft, die Augen schließt und nicht einmal mehr antwortet. Ich würde ihm gerne mein ganzes Hab und Gut geben, nur um ihn nicht mehr so sehen zu müssen; aber leider besitze ich nichts...

Solange Magnaghi freigestellt war, habe ich mit ihm die Suppe, die ich manchmal am Mittag bekam, geteilt. Jetzt wird der Herr meine Barmherzigkeit vielleicht durch ihn mit ein bisschen Brot für ein paar Tage belohnen – ein Tausch gegen seine Uhr, an welcher der Ärmste so sehr hängt. Er hat sich zum Verkauf entschließen müssen, um nicht vor Erschöpfung zu sterben, und so wird er den Erlös mit uns, die wir ihm ein bisschen geholfen haben, teilen.

Gestern habe ich die schlechte Neuigkeit erfahren, dass man mir die hundert Zwiebacke, die ich eifersüchtig für die schlimmsten Tage gehütet hatte, gestohlen hat; dabei waren sie an einem sicheren Ort versteckt... Wir sind in den Händen der Vorsehung; so ist es nun mal.

Wenn ich diese Seiten eines Tages wieder lesen werde, werde ich vielleicht über meine beständige Hinwendung an die göttliche Vorsehung lachen. Doch hier ist es wirklich so: Wir sind die Ärmsten, noch ärmer als die Bettler, die in den Städten wenigstens um Almosen bitten, etwas aufsammeln können – und sie können tun, was sie wollen, sie sind nicht dieser furchtbaren Zwangsarbeit unterworfen. Zumindest besitzen sie dieses große Etwas, dieses immense Geschenk Gottes, welches uns genommen wurde: die Freiheit.

#### Hilkerode – Sonnabend, 6. November 1943

Diese Tage sind vergangen, ohne dass ich hätte schreiben können. Aber es ist auch nichts Nennenswertes geschehen. Ich führe mein übliches Leben, tausendmal glücklicher als meine Kameraden, die mit der beginnenden Kälte schlechte Zeiten auf sich zukommen sehen.

Wir hoffen (aber ich glaube das nicht), in ein paar Tagen ein Kärtchen mit Unterschrift nach Hause

schicken zu können. Diese Aussicht weitet mein Herz: Zu Hause wissen sie nicht einmal, ob ich am Leben bin.

#### Hilkerode – Sonntag, 7. November 1943

16 Uhr: Draußen schneit es. Seit gestern ist das Wetter schlecht und der November hat nun wirklich begonnen. Die Landschaft ist traurig. Wehe, wenn es nicht den Trost des Ofens in jedem Schlafsaal gäbe. Die Lebensumstände werden empfindlich schlechter: Gestern konnte man es bei sechs Grad unter Null nicht bei der Arbeit aushalten. Es gibt darüber hinaus welche, die für diese Kälte überhaupt nicht ausgerüstet sind: Sie haben nur ihren Anzug, keinen Umhang, keinen Schal, keine Bauchbinde, kaputte Schuhe, keine Strümpfe. Wie werden sie es schaffen?

#### Hilkerode – Montag, 8. November 1943

Ich mache weiter, wo ich gestern unterbrochen habe. Es ist mit Sicherheit beängstigend, darüber nachzudenken, wie wir den Winter überstehen werden, wenn er denn überstanden werden muss. Wir haben nichts anderes zum Anziehen; und ich habe im Vergleich zu meinen Kameraden noch sehr viel Glück, nicht nur wegen der besseren Bedingungen, wenn ich weiterhin nicht zur Arbeit in die Fabrik gehen muss, sondern weil ich auch noch über fast mein ganzes Gepäck verfüge. Unter der Peitsche des eisigen Windes, mit Schlamm auf dem Boden, von morgens bis abends wie Sklaven zu arbeiten und mit ganz wenig zu essen: Es gibt schon einige, die verzweifelt sind. Wenn ich nur über dieses Thema schreiben und nur die traurigen Erzählungen und die Klagen wiedergeben sollte, die ich jeden Abend mit eingeschnürtem Herzen unter meinen unglücklichen Brüdern einsammle, genügten sicher nicht einmal zehn solcher Büchlein. Jedesmal, wenn ich eine neue Klage höre, möchte ich sie sofort aufschreiben; aber die Dornen in diesem Busch sind so zahlreich! Die Erniedrigungen, die Schläge, die Anstrengung, aber vor allem dieses erbarmungslose, furchtbare Gespenst: der Hunger.

Wie furchtbar ist die Qual des Hungers! Einer, der keinen Hunger hat, kann das nicht verstehen, so sehr er sich auch bemühen mag; er kann sich die Mattigkeit, die Leere und die schmerzhaften Krämpfe im Magen, die quälende Sehnsucht nach der Zeit, in der es zu essen gab, die beängstigenden Gespenster (wirkliche Halluzinationen), Ergebnis der Schwäche und der Erschöpfung, nicht vorstellen.\*

Und man arbeitet den ganzen Tag, um am Abend gierig die wenigen Löffel Suppe nur mit Gemüse drin zu verschlingen, die einen nicht sättigen, nicht befriedigen und die, kaum ist man fertig, ein quälendes Unbehagen hinterlassen, ein unstillbares Verlangen, mehr zu essen, mehr ... Und dann wird das Brot verteilt, das „Mittagessen“ für den nächsten Tag; also jeden Abend die Quälerei, es gleich wegtun zu müssen; etwas, das selten gelingt, weil es unmöglich ist, der Versuchung zu widerstehen, wenigstens ein Scheibchen zu essen, wenn man es in den Händen hält, nur eins ... Und oft, leider, isst man alles gierig, sich dabei der Dummheit, die man gerade begeht, durchaus bewusst, doch unfähig zu reagieren; und dann, bis zum nächsten Abend: Loch im Bauch. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, es ist eine große Qual.

Und nichts ausgeben zu können; nicht mal betteln gehen zu können: ärmer als die Ärmsten selbst. Wie oft denke ich an die Küche daheim, welche Sehnsucht nach den Gerichten, die mir Mamma zubereitete. Und wenn ich nach Hause komme (und ich werde bald, vielleicht noch in diesem Monat kommen!), werde ich sie bitten, mich wenigstens einen Monat lang in der Küche machen zu lassen, was ich will, irgendetwas zusammenmixen, Essbares sehen, jedweder Art.

Hier ist der Hunger so groß, dass manch Unglückseliger so weit geht, in den Komposthaufen und den Abfallkübeln zu wühlen, um faules Gemüse, Reste, Kartoffelschalen, Aas der Tiere so zu essen, wie er es findet, ohne es vorher abzuwaschen. Ich habe manche hastig

die Reste auflesen sehen, die ein anderer abgeessen hatte. Es sind viele erbarmungswürdige Szenen. Es gibt aber auch den Glücklicheren, dem es in der halbstündigen Mittagspause gelingt, die Wachen in der Fabrik zu umgehen, aus der Umzäunung herauszukommen und auf den nahen Feldern etwas zusammenzuklauben: ein paar grüne Kartoffeln, Stiele, ein paar Rüben oder wilde Zichorie; und am Abend siehst du diese Glücklichen ihr Zeug im Napf auf dem Ofen köcheln und dann essen, heimlich, um die Kameraden nicht zu verletzen. Der Ofen wird so in diesen Abendstunden sehr viel wichtiger; er weiß nicht, welche Dienste er den Leidenden leistet. Das Feuer wird von Kartoffeln umgeben, die dort zum Rösten an die Flamme gelegt werden ebenso wie Kartoffelschalen, Brot- oder Rübenstückchen. Im Ofen Näpfe und Behälter jeder Art. Diese Glücklichen sind nicht selten, aber es ist solch ein kleines Glück im Vergleich zu dem, das wir haben müssten, um nur ein bisschen satt zu sein. Und außerdem bringt dieses Glück eine ernsthafte Gefahr mit sich, denn wer Kartoffeln oder anderes Zeug mitgehen lässt oder kocht, wird, wenn er entdeckt wird, großen Ärger bekommen.

Hilkerode – Dienstag, 9. November 1943

Ich bin froh, dass ich gerade mein erstes Tagebuch der Gefangenschaft vor den Händen der Deutschen habe retten können. Ich hatte es in eine doppelte Tasche am Boden meines Rucksacks getan und die Deutschen haben vor einer halben Stunde begonnen, die Schlafsäle zu durchwühlen und sämtliche Rucksäcke zusammen mit allem Kochgeschirr einzuziehen, um die Beförderung der Kartoffeln von draußen und das Kochen von zusätzlichem Zeug über das uns Zugeteilte hinaus zu verhindern.

Mein Büchlein enthielt nichts Verfängliches, aber da es versteckt war, wäre es nicht gesehen und ...

\* Häufig konnte man nachts jemanden schreien hören, der von seinen schrecklichen Träumen geweckt wurde. Manche wurden von echten Halluzinationen erfasst, immer nachts im Gang, wenn sie sich zu jenem Zimmerchen begaben, das als Latrine diente: Sie fühlten sich von riesigen Tellern mit Nudeln oder anderen Gerichten bedroht, welche sie in beängstigender Weise überhäuften. Ich selbst habe, wie wir noch sehen werden, eine verstörende Halluzination erfahren [vgl. „Wind zwischen den Drähten“, S. 85].

... Hände voller eitriger Risse, weil das Blut mittlerweile dünn ist, so tun die Ärmsten mir Leid, und ihr seelischer Dauerzustand und ihr Bedürfnis, sich mit jemandem auszusprechen, der sie verstehen kann, wird mir sehr deutlich. Wie dankbar muss ich Gott dafür sein, dass er mich mit anderen Lebensbedingungen bedacht hat!

Und wie einsam und traurig fühle ich mich mit alledem, wie schmerzhaft ist dieser Kloß im Hals, wie entmutigend sind die viel zu häufigen Zeiten des Tages, in denen ich nicht in der Lage bin, mich zusammenzureißen, zu überlegen, die Umgebung zu überwinden und darüber hinauszublicken, unfähig zu beten, zu denken, zu reagieren ...

Aber manchmal spüre ich auf dem Grund meiner Seele und in den Dingen, die mich umgeben, so etwas wie den Duft nahender guter Nachrichten. Ich fühle, dass der Herr diese seine Söhne nicht im Stich lassen wird. Ich will den Glauben an Ihn nicht verlieren.

Jetzt gehe ich, ein bisschen erleichtert, an meine Arbeit zurück.

#### Hilkerode – Sonntag, 19. Dezember 1943

In wenigen Minuten wird das Licht gelöscht. Es ist 21 Uhr.

Nur zwei Worte. In sechs Tagen Weihnachten. Eine große Trauer und gleichzeitig Sanftheit.

Ich bin den ganzen Tag über im Büro. Ich arbeite sogar am Sonntag; aber ich darf mich nicht beklagen, weil ich hiermit immer noch etwas habe.

Gute Nacht, Mamma!

#### Hilkerode – Donnerstag, 23. Dezember 1943

Morgen ist Heiligabend. Ich muss zugeben, dass nichts von diesem großen Tag zu mir spricht: Nur dadurch, dass ich auf Visitenkarten Zeichnung über Zeichnung

für Weihnachtsgrüße an die Wachen anfertige\* und dass ich die Vorbereitungen für den Weihnachtsbaum in der Küche sehe, spüre ich sein Nahen.

In diesen Tagen überfällt mich eine große Traurigkeit. Ich habe noch nie Weihnachten weit weg von meiner Familie verbracht; und wie weit weg! Mich überfällt eine Sehnsucht nach jenen Tagen des Friedens, des Glücks, des Zutrauens. Ich denke an Zuhause: Wie werden sie Weihnachten verbringen?

Oh, furchtbares Unglück, in dieser erschütterten Welt den Frieden des Herrn zu entbehren! Wie sehr wollte ich weinen ... weinen, um diese eisige Kälte in meinem Herzen aufzutauen, um meine erschlagene, hoffnungslose Seele ein wenig aufzurichten!

Ein Priester aus Fallingbostal sollte kommen, aber ich befürchte, er wird nicht da sein: Wir werden noch nicht einmal die Messe bekommen, auf die wir im Vertrauen, dass nur der Herr uns hier herausholen und retten kann, sehnsüchtig warten. „Rette uns, Herr, denn wir kommen um!“, ... aber wir kommen wirklich um!

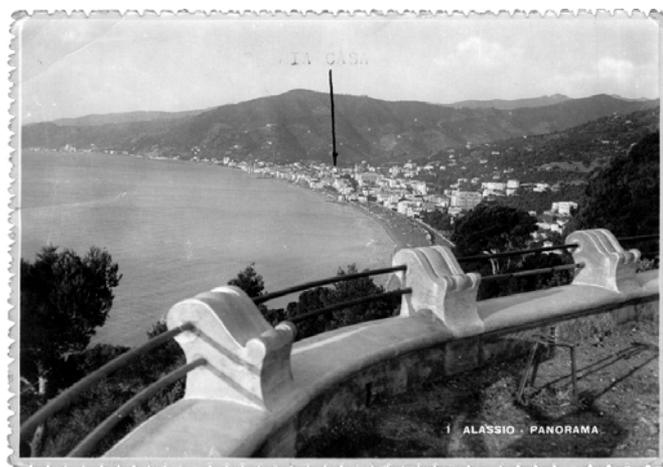
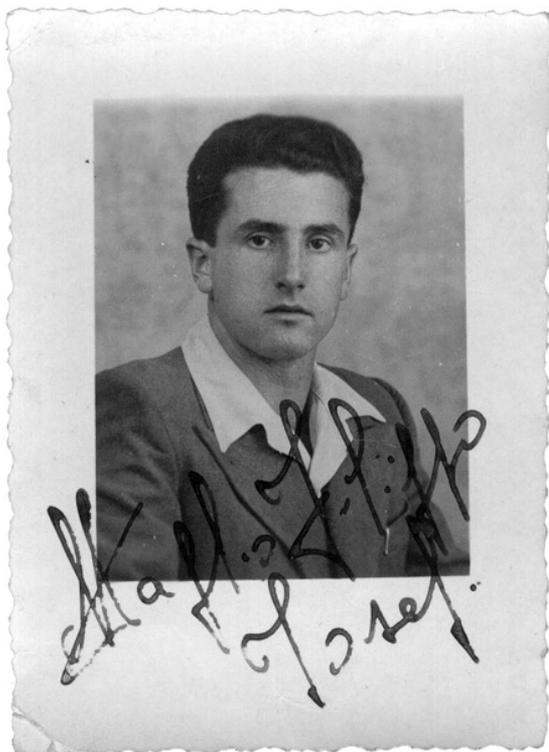
#### Hilkerode – St. Stefano<sup>1</sup> 1943 (Sonntag)

Um mich zu erinnern, um nicht – mit dem Vergehen der Zeit und der Abfolge der Geschehnisse – die Erinnerung an das, was ich an diesem Weihnachten erlebt und empfunden habe, zu verlieren:

Es mag so gegen 15 Uhr des Heiligen Abends gewesen sein, als Piero Pavan, der Übersetzer, mir sagte, dass er mich am Abend abholen würde, um mit mir in die Küche zu gehen. In mir keimte natürlich die Hoffnung, dass er mir etwas zu Weihnachten zu geben hätte. Tatsächlich kam er mich um 17 Uhr rufen. In der Küche fand ich die vier italienischen Küchengehilfen, die gerade mit ihrer Arbeit fertig geworden waren, und die zuständigen Frauen, die mich in der gewohnten freundlichen Höflichkeit empfangen, mit der sie mich immer behandelt haben. Man wartete zehn Minuten, weil sie die Küche noch fertig wischen mussten. Dann

\* Der heldenhafte rot-blaue Stift war mittlerweile auf einen Stummel geschrumpft, funktionierte aber immer noch. Die Soldaten belohnten mich mit einigen Zigaretten.

<sup>1</sup> 26. Dezember.



Oben: Alassio an der Riviera, Heimatort von Filippo Josef Maglio. Ansichtskarte von F.J. Maglio an Martha Conrady: „MAINE LIEBER MARTA. Der kriegsgefangener italiener MAGLIO IOSEF gruBe dich herzlich und deine Familie. Maglio Iosef. ALASSIO 30/5/1947“.

Links: Filippo Josef Maglio, der die Rückseite dieses Fotos am 12.9. 1942 mit einer freundschaftlichen Widmung für Martha Nolte, geb. Conrady, versah

versammelten sie sich lächelnd vor der Tür des kleinen Esszimmers nebenan und gaben uns Zeichen einzutreten, während sie zufrieden unsere staunenden Gesichter betrachteten. Etwas zögerlich gingen wir hinein: Auf dem Tisch stand eine schöne Fichte mit vielen brennenden Kerzen und darunter verteilt waren Teller mit Keksen, zwei Äpfeln und einem Päckchen Zigaretten für jeden ... Wir schwiegen gerührt. Wir sahen die Frauen an. Sie strahlten; und ich, ich habe in diesem Moment geglaubt, meine Lieben vor mir zu haben: Diese Augen der Frauen drückten Verständnis aus.

Piero brach den Bann: Entschieden nahm er einen Teller in die Hand; wir folgten seinem Beispiel. So, in einer Reihe einer neben dem anderen stehend, wussten wir – etwas unbeholfen – nicht, ob anfangen oder nicht und wie sich besser bedanken als mit dem einfachen „Danke“ ... Aber die Freude und die Rührung, die uns überfielen, waren schon eine schöne Belohnung für diese freundlichen Herzen.

Sie ermunterten uns, etwas zu Weihnachten zu singen: irgendein Kirchenlied, das wir gewohnt waren, zu Hause oder in unseren Kirchen, vor unseren Krippen zu singen. Ich begann: „*Tu scendi dalle stelle o re del cielo; e vieni in una grotta al freddo e al gelo*“<sup>1</sup> ... Wir sangen von Herzen.

Ein Freund von mir, der nichts davon wusste und draußen vorbeiging, blieb, wie er mir am folgenden Tag sagte, stehen und weinte leise.

Mit Wärme im Herzen gingen wir zurück. Ich betete zu Gott, er möge diese Guten belohnen.

Im Zimmer von Piero, dem Dolmetscher, bauten wir eine Krippe auf. Er war es, der es wollte. Eine rustikale, einfache Krippe, mit den Mitteln gemacht, die Gefangenen zur Verfügung stehen: ein bisschen Papier, ein hölzerner Stall aus geflochtenen Kiefernzweigen, ein Kind und ein paar Tiere, so gut es ging aus Holz geschnitzt, und Josef und Maria, gemalt und auf Karton geklebt, dazu ein bisschen trockenes

<sup>1</sup> „Du kommst vom Himmel herab und betrittst eine Höhle in Kälte und Eis.“ Ein in Italien sehr populäres Weihnachtslied.

Gras – ein Engel im Himmel, mit einem Militärstern als Heiligenschein. Aber es wurde mystisch, so wie wir es wollten.

Eine Krippe. Auch hier, auf dieser fremden Erde, weit weg von all unseren Lieben und bedrückt von Leid und Sorgen, die Krippe: um der Ankunft des Erlösers zu gedenken, das Kind zu verehren.

Nach dem Abendessen versammelten sich die fünf oder sechs engsten Freunde. Piero hatte etwas Brot, Blutwurst und Quark aus der Küche „besorgt“. Wir aßen fröhlich vor der Grotte. Einer spielte mit der Mundharmonika (fast alles weltliche Lieder, aber das war nicht wichtig; die „aus der Kirche“ konnte er nicht), zwei oder drei tanzten sogar. Ein recht heidnischer Ritus, aber man gedachte der Weihnacht.

Logischerweise kamen wir auf die Erinnerungen zu sprechen. Gino sagte mit einer Art Stolz, es sei schon die achte Weihnacht, die er beim Militär, weg von der Familie, verbrachte. Aber es blutete ihm das Herz. Mich kostet das erste Mal schon viel!

In den Augenblicken des Schweigens dachte ich daran, was meine Lieben wohl in diesem Moment tun würden, worüber sie sich vielleicht gerade unterhielten: sicher über die beiden Söhne in der Ferne, von denen sie seit fast vier Monaten nichts mehr erfahren hatten, nicht einmal ob sie noch am Leben waren ...

Ich habe den Gedanken gewechselt und angefangen, einen teuflischen Rhythmus zu singen.

Um 21 Uhr löschten sie wie üblich das Licht. Trotzdem redeten wir im Dunkeln weiter. Piero hat gestern in seiner bizarren Art eigenartige, ich würde sagen gute Gefühlsregungen durchblicken lassen. Er hat keine Erziehung gehabt: Er musste lange Zeit ohne die Seinen leben; und dann hat er aus eigenartigen Zusammenhängen schon drei Jahre Gefängnis hinter sich, während er eine ganze Weile in Frankreich gelebt hat.

Um noch etwas Ausgefallenes an diesem Abend zu tun, kamen wir überein, direkt aus dem Eimer zu trinken. „Gibt es was zu trinken?“ – „Ja, einen halben Eimer Kaffee, da auf dem Boden...“ – „Gehen wir ins Bett,

Jungs: Es ist 10 Uhr vorbei.“ Aber vorher sagten wir ein Ave Maria vor der Krippe.

Der Weihnachtstag wie die anderen Tage: keine bessere Ration, abgesehen von einem kleinen Fleischklops. Wir hatten sonst was erhofft.

Fröhlichkeit und Traurigkeit wechselten sich in unseren Herzen in etwas stärkerem Maße als sonst ab. Erst am Nachmittag konnte ich, wie es verabredet war, mit meinen Kameraden Emilio und Ignazio zusammenkommen. Um 17 Uhr begannen wir mit riesiger Befriedigung ein „großes Abendessen“ zu dritt, mit Sachen, die wir schon seit einiger Zeit für diesen Tag gesammelt hatten: ein schöner Kartoffelbrei, gut angemacht mit zwei gegen Zigaretten getauschten Rationen Butter, 20 Gramm<sup>1</sup> amerikanisches Dosenfleisch, das ich seit Fallingbostel eifersüchtig gehütet hatte, Ergebnis des Verkaufs meines goldenen Füllers an einen Belgier (wundervolles Fleisch!), ein Stück Brot, ein halbes Kilo Honigkekse (Hans mit einer Zigarettdose aus Glas abgekauft), zwei Äpfel, süßer „Kaffee“ (mit Zucker, den mir der Soldat mit der Brille gegeben hat, jener, der so aussieht wie eine Marionette) und ... Zigaretten! Auf meiner Koje im ersten Stock des Doppelstockbettes in der Ecke des Schlafsaales hockend, verbrachten wir mit dieser kleinen Mahlzeit ein köstliches Stündchen und glaubten zu träumen, mit diesen Gottesgaben zwischen den Zähnen.

Dann kam der Abendappell und wir mussten uns verabschieden. Wir waren fröhlich.

Um 18 Uhr Versammlung der Männer unserer Baracke auf dem Flur, auf Initiative der Putzkolonne: Gemeinsam sprachen wir den Rosenkranz und andere Gebete und schlossen mit einer Hymne. Alle waren zufrieden. Ein Priester aus Fallingbostel sollte kommen, war aber nicht da. Aber der Herr segnete uns trotzdem und vielleicht sogar mehr, weil wir es so sehr gewünscht haben.

Weihnachten ist vorbei. Es war ein Datum, das wir mit einer eigenartigen und – ich leugne das nicht – kühnen Hoffnung im Herzen erwartet hatten. Unser Traum hat sich nicht verwirklicht. „Macht nichts, Herr: Aber gib uns Hoffnung in Dich!“